

Deborah Stoffel

Nennen wir sie Laura. Sie war einst eine Schülerin, wie sie in der Pisa-Studie schlecht wegkommen. «Ich kann ein Wort dreimal richtig und dann plötzlich falsch schreiben», sagt sie. «Ich sehe den Unterschied nicht, nur an guten Tagen.» Heute ist Laura in ihren Vierzigern. Dass sie eine Lese- und Rechtschreib-Störung (LRS), besser bekannt als Legasthenie, hat, erfuhr sie erst nach der obligatorischen Schulzeit.

«Es kann doch nicht sein, dass jemand überall gute Noten schreibt, dann im Diktat aber eine 3», sagte sich ihr Lehrmeister. Und so wurde sie auf Legasthenie getestet. Für Laura war es ein Kippmoment in ihrer Biografie. Endlich hatte sie einen Begriff und eine Gewissheit, um zu beschreiben, was sie ihre ganze Schulzeit über plagte und auch ihre Eltern fast verzweifeln liess. «Ich war wütend aufs System, als ich die Diagnose hatte. Warum so spät? Man hat mir eigentlich mein Leben verbaut.»

Laura hatte sich für eine Lehre im Verkauf entschieden. «Nicht weil mir der Beruf gefiel, nur weil man wenig schreiben musste.» Heute arbeitet sie im Büro. Ganz weg ist die Störung nicht, erzählt sie. «Gewisse Sachen seien noch schwierig, zum Beispiel das Protokollführen.» Auch die Angst blieb lange ein Begleiter. Der permanente Stress aus der Schulzeit. «Man kann sich das so vorstellen, wie wenn man mit sehr guten Skifahrern unterwegs ist. Kaum hat man als Letzte zu ihnen aufgeschlossen, geht es schon wieder weiter.»

Das Umfeld ist relevanter als die Fremdsprachigkeit

Im deutschsprachigen Raum geht man davon aus, dass mindestens 5 Prozent eine Legasthenie haben, eine genetische Veranlagung konnte nachgewiesen werden. Doch das bedeutet auch: Längst nicht alle jener knapp 25 Prozent, die laut der aktuellen Pisa-Studie nach der obligatorischen Schulzeit nur ungenügend lesen und schreiben können, haben Legasthenie. Beim weitaus grösseren Teil hat das andere Gründe.

Die Pisa-Studie listet als Grund für Leseschwäche eine Mehrsprachigkeit und einen sozioökonomischen Status auf, wobei von den beiden Faktoren der zweite bestimmend ist: Kinder aus einkommensstarken und bildungsnahen Familien

wachsen auch in einem zweisprachigen Umfeld normalerweise ohne Leseschwäche auf. In bildungsfernen, sozial schlecht gestellten Haushalten hingegen verstärkt die Zweisprachigkeit das Problem.

Gesellschaften mit einem hohen Anteil an Migrant*innen mit tiefem sozioökonomischem Status wie Deutschland, Frankreich oder die Schweiz schneiden aus diesen Gründen in der Pisa-Studie klar schlechter ab als Länder wie Japan und Südkorea, die fast keine Zuwanderung kennen.

Ein Beispiel für den Effekt ist auch Finnland. Das skandinavische Land dominierte die Pisa-Rangliste im Jahr 2000, Bildungspolitik und Wissenschaftler*innen studierten das finnische Modell aufmerksam. Mit der Zunahme der migrantischen Bevölkerung sind nun aber auch die finnischen Pisa-Ergebnisse eingebrochen.

Weil Lesen eine Schlüsselkompetenz ist, bleiben den Betroffenen viele Türen versperrt.

Eine Leseschwäche ist selten angeboren

Jede und jeder vierte Jugendliche in der Schweiz kann nach der obligatorischen Schulzeit laut der Pisa-Studie nur ungenügend lesen. Wie kann das passieren? Und gilt dieses Verdikt wirklich lebenslänglich?



Ohne Üben gehts nicht. Und Begeisterung fürs Lesen muss vorgelebt werden. Bild: Getty

Die Erziehungswissenschaftlerin Margrit Stamm nennt die Leseschwäche deshalb auch die «Achillessehne der Chancengleichheit». Was also wäre zu



«Die Entwicklung der Lesekompetenzen ist mit 15 Jahren noch nicht abgeschlossen.»

Saskia Sterel
Dozentin Fachdidaktik, PHZ

tun? Und wie beurteilen Berufsschullehrpersonen und Lehrmeister die aktuelle Situation?

Saskia Sterel ist Dozentin für Fachdidaktik an der Pädagogischen Hochschule Zürich und bildet Berufsschullehrpersonen aus, jene also, die mit den 15-Jährigen zu tun haben, deren Kompetenzen kurz zuvor im Pisa-Ranking gemessen wurden.

Sterel sagt, an den Berufsschulen liege der Anteil jener, die für ihr Berufsfeld nicht gut genug lesen können, wohl teilweise auch über 25 Prozent. Das leuchtet ein, sammeln sich die lesestarken Schülerinnen und Schüler doch tendenziell im Gymnasium.

Aber wie kann es sein, dass so viele Kinder am Ende der Schulzeit nicht lesen können? Sterel verortet die Hauptsache nicht im Unterricht, sondern daheim: «Lesen braucht Übung», sagt sie. Die ersten Schritte in der Lesesozialisierung seien ungemein wichtig: das Vorlesen zu Hause und dass die Eltern selber

lesen. «Wenn im Elternhaus wenig passiert, dann ist das für gewisse Lernende schwierig.»

Es ist nicht die Schuld der sozialen Medien

Eher überschätzt wird gemäss der Bildungswissenschaftlerin hingegen der Einfluss der sozialen Medien. Zwar binden Instagram und Tiktok viel Zeit und stehen mit dem Lesen etwa eines Buches in Konkurrenz. Doch auch für das digitale Lesen seien Lesekompetenzen nötig, und die Orientierung und das Verständnis seien oft anspruchsvoll. Sterel sagt zudem: «Schulabgänger mit Leseschwäche gab es auch schon vor dem Jahr 2000 (als die erste Pisa-Studie erschienen war, Anm. d. Red.), aber damals hatten wir einfach keine Zahlen.»

Auch ist die Entwicklung der Lesekompetenzen mit 15 Jahren noch nicht abgeschlossen. Die Berufslehre bietet eine neue Chance bei der Entwicklung der Lesekompetenz. Sterel erklärt:

«Wenn die Jugendlichen einen Beruf lernen, an dem sie Freude haben, möchten sie gut sein. Hier kann man anknüpfen und ihnen Erfolgserlebnisse ermöglichen.»

Das sehen die Berufsverbände nicht anders. So sagt Kathrin Ziltener, Fachverantwortliche Berufsbildung beim Kaufmännischen Verband Schweiz: «Zum Glück entscheiden sich viele Jugendliche für eine Berufslehre, die sie richtig interessiert. Durch ihre Begeisterung und ihren Lernwillen, gekoppelt an die Praxisnähe, können auch Lernende abgeholt werden, denen die Vollzeitschule weniger zugesagt hat.»

Forderung: Lesekompetenz früher testen

Gleichzeitig ist es wichtig, Kinder und Jugendliche fürs Lesen und die Literatur zu begeistern. Aber wie geht das? Sterel sagt, in der Schule und Berufsschule brauche es einen sprachsensiblen Unterricht. Gemeint ist, dass ein sorgfältiger Umgang mit der Sprache in allen Fächern eingefordert wird. Wie eine Studie der Universität Zürich zeigen konnte, sei es ausserdem wichtig, das richtige Mindset bei den Schülerinnen und Schülern zu fördern, nämlich dass «Lesen kein Talent ist, sondern etwas, das man üben muss».

Die Fachdidaktikerin plädiert zudem für eine frühe Intervention in der Bildungskarriere. Die Schweiz sollte zu diesem Zweck an der Internationalen Grundschul-Lese-Untersuchung (IGLU) teilnehmen, welche alle fünf Jahre die Lesekompetenzen von Viertklässlern erhebt. «Hätte man diese Resultate, könnte man früher eingreifen als mit den Pisa-Befunden; bei 15-Jährigen ist das bereits schwieriger.»

Ein früheres Eingreifen im Interesse von Betroffenen und Gesellschaft, das wünscht sich auch der Verband Dyslexie Schweiz. Vorstandsmitglied Patrizia Nägeli-Noto sagt, erste Abklärungen sollten bereits im Kindergartenalter beginnen. Spätestens in der zweiten oder dritten Klasse müssten Therapien anfangen. Sonst nehme das Selbstbild der Betroffenen Schaden. «Die ersten sechs Schuljahre sind prägend dafür, dass jemand mit einer positiven Einstellung gegenüber seiner Dyslexie durchs Leben gehen kann. Je später man eingreift, desto schwieriger, denn da ist das Selbstbewusstsein schon angeknackst.»

Kiffer sind einfühlsamere Menschen

Haben Leute, die kiffen, mehr Empathie? Wissenschaftler vermuten, dass ein Inhaltsstoff im Hasch das Gehirn beeinflusst.

Jörg Zittlau

Seit August 2022 können sich Schweizer Patienten medizinisches Cannabis verschreiben lassen. Beispielsweise bei Epilepsie und schweren Schmerzen. Vielleicht zählen künftig auch Sozialphobie oder sogar Soziopathie zu den Indikationen: Ein mexikanisches Forscherteam erfasste per Fragebogen die Empathie-Werte von 85 regelmässigen Cannabis-Konsumenten, um sie mit denen

einer 51-köpfigen Kontrollgruppe zu vergleichen. In dem Test sollten die Probanden beispielsweise auf einer fünfteiligen Skala angeben, inwieweit sie Aussagen zustimmen wie «Wenn ein Freund traurig ist, werde ich auch traurig». Am Ende zeigte sich, dass die Cannabis-Nutzer im emotionalen Verständnis den Kontrollprobanden voraus waren. Sie konnten besser die Gefühle anderer Menschen lesen.

Eine Erklärung für diesen Unterschied lieferte danach

eine funktionelle MRT-Untersuchung, mit der man die Hirnaktivitäten von ungefähr der Hälfte der Probanden erfasste. Dabei präsentierten die Cannabis-Konsumenten deutlich mehr Verbindungen zwischen Hirnarealen, die eine wesentliche Rolle spielen beim emotionalen Verstehen. Diese Areale verfügen zudem über Rezeptoren, an denen der Hauptwirkstoff THC andocken kann.

Cannabis-Nutzer sind also besonders einfühlsam, und das

sieht man auch in ihrem Gehirn. Allerdings gibt der Neurologe und Studienleiter Sarael Alcauter von der Nationalen Autonomen Universität von Mexiko zu bedenken, dass es auch sein könnte, dass nicht Cannabis empathisch macht, sondern umgekehrt empathische Menschen häufiger als andere zu Cannabis greifen.

Aus dem gleichen Grund warnt auch Borwin Bandelow von der Universität Göttingen: «Wenn THC an irgendwelchen

Hirnarealen andockt, heisst das nicht zwangsläufig, dass dies bei sozialen Phobien hilft», so der Psychiater und Psychotherapeut. Dennoch kann sich Bandelow vorstellen, dass Cannabis bei Ängsten helfen kann: «Tierversuche und einige Fallstudien deuten in diese Richtung.» Das liegt weniger an THC als vielmehr an einem anderen Wirkstoff von Cannabis: Cannabidiol (CBD). In einer brasilianischen Studie erhielten Menschen mit Sozialphobie einmalig

eine Dosis Cannabidiol oder Placebo: Nach der Einnahme des Wirkstoffs hatten sie weniger Angst vor Auftritten in der Öffentlichkeit.

Noch fehlen klinische Studien, um CBD bei Sozialphobien einsetzen zu können. Die Chancen stehen aber gut, denn gegenüber THC birgt CBD deutlich weniger Risiken, weil es nicht high macht und deshalb kein Suchtpotenzial hat. Zudem muss man dazu nicht rauchen, sondern kann das Öl schlucken.